

Angesichts der Not und der Sorgen unserer Zeit ist die Hinwendung zur christlichen Wirklichkeit in der Literatur ein Zeichen der Hoffnung. Wir werden sie nicht überschätzen dürfen, aber sie bedeutet doch etwas. Sie bietet ein Gegengewicht gegenüber der verzweifelte Bodenlosigkeit der sich heute in so breiter Fülle anbietenden Literatur aller Sprachen. Daß wir überhaupt von einem Bild des Christen in der modernen Literatur unter einer Reihe von Gesichtspunkten sprechen können, ist dem Umstand zu verdanken, daß sich in der Tiefe Wandlungen vollziehen und vollzogen haben. Im Jahre 1900 hätte sich kein Material geboten. Die Dichtung von heute ist nicht nur Zeuge von Untergangsstimmung und Verzweiflung, sondern auch des Bemühens um Wiederherstellung christlicher Ordnungen.

Unvergängliches Hellas

Eindrücke von einer Griechenlandfahrt

Von ADOLF HAAS S. J.

Abendländische Urheimat

Man kann Griechenland mit verschiedenen Sinnen sehen: mit den der unendlich reichen Vergangenheit dieses Landes zugewandten Augen des Altertumsforschers und Historikers; oder mit dem der gegenwärtigen Formwelt offenen Auge des Geographen, des Pflanzen- und Tierforschers. Man kann auch Hellas „mit der Seele suchen“ und finden, wie es Hölderlin getan hat. Ganz gleich, mit welchen Sinnen man dieses einzigartige Land sieht, immer stößt der Griechenlandfahrer zuletzt auf ein Etwas, das den geographischen und nationalen Begriff „Griechenland“ weit übertrifft und etwas aufleuchten läßt von den Grundlagen abendländischen Wesens überhaupt; etwas, das man in einer unerwarteten, gnadenvollen Plötzlichkeit als einen Teil unserer tiefsten seelischen Heimat erfühlt. Sichtbares und Unsichtbares, Vergangenes und Gegenwärtiges weben an diesem abendländischen Heimatgefühl.

Wie wohl nirgends auf europäischem Boden wächst dieses Gefühl aus der lichtverklärten griechischen Landschaft. Sie allein ist ja über die Jahrtausende hinweg im wesentlichen erhalten geblieben. Wohl lebt im griechischen Volkstum noch etwas von der alten, hohen und reinen Kraft. Die Griechen sind ein Volk der Bauern, Hirten und Seeleute geblieben. Aber, man kann nicht übersehen, daß uns aus dem heutigen Griechenvolk mehr der Geist des byzantinischen Mittelalters und der Atem des Orients anhaucht als die hohe Geistigkeit des alten Hellas. Geblieben ist uns allein die sonnendurchwobene griechische Landschaft, die den fremden Gast in den Stand des antiken Menschen zu versetzen vermag. Zwar hat die immertätige Natur neue Züge in das Antlitz dieser Landschaft eingezeichnet; die ausgedehnten Bergwälder des Altertums sind durch maßlose Abholzung

fast verschwunden und überall macht sich die Versteppung breit. Aber als ich hoch über Athen auf der Akropolis stand und zwischen den Säulen des zart-gewaltigen Erechtheions hindurch die silbrig durchleuchtete attische Ebene erschaute, zu beiden Seiten behütet von den Bergen Hymettos und Parnes; als ich tags darauf vom blendend weißen Tempel des Poseidon aus auf dem windgepeitschten Kap Sunion viele liebliche Inseln im blauen Meer erblickte und um den Poseidontempel herum weit und breit eine blühende, duftende Felsenheide, von einem so überwältigenden Artenreichtum, daß sie wohl sonst an nur wenigen Stellen außerhalb Griechenlands zu finden sein wird; als ich schließlich noch die Straße von Athen nach Eleusis fuhr und durch die wehevollen, in wilder Bergeinsamkeit am schneebedeckten Parnas liegenden Stätten von Delphi schritt, da sagte mir mein Herz in einer unzerstörbaren Einsicht: hier lebt noch das unsterbliche Hellas! Hier ist abendländische Urheimat! Da ist die Landschaft Hölderlins, von der er in so unwiederholbarer Weise im „Hyperion“ geschrieben hat: „Und wenn ich oft dalag unter den Blumen und am zärtlichen Frühlingslichte mich sonnte und hinauf sah ins heitere Blau, das die warme Erde umfing, wenn ich unter den Ulmen und Weiden, im Schoße des Berges saß, nach einem erquickenden Regen, wenn die Zweige noch bebten von den Berührungen des Himmels und über dem tröpfelnden Walde sich goldne Wolken bewegten, oder wenn der Abendstern voll friedlichen Geistes heraufkam mit den alten Jünglingen, den übrigen Helden des Himmels, und ich so sah, wie das Leben in ihnen in ewiger müheloser Ordnung durch den Äther sich fortbewegte und die Ruhe der Welt mich umgab und erfreute, daß ich aufmerkte und lauschte, ohne zu wissen, wie mir geschah — hast du mich lieb, guter Vater im Himmel! fragt' ich dann leise, und fühlte seine Antwort so sicher und selig am Herzen.“¹

Man könnte das, was ich als ein Grunderlebnis eines Griechenlandfahrers bezeichnen möchte — dieses „abendländische Heimatgefühl“ — nicht gründlicher mißverstehen, als wenn man es unter die Rubrik der Romantik einordnen wollte. Es geht hier gerade nicht um die träumerische, wenn auch noch so tiefschichtige Verschwommenheit eines romantischen Gefühls. Der Griechenlandfahrer kann nämlich genau angeben, aus welchen sichtbaren und unsichtbaren Tiefenelementen dieses Griechenland-Erlebnis sich in das klarumrissene Bild seines vollbewußten Schauens erhebt. Ich möchte im folgenden einige dieser Elemente beschreiben. Es kann sich dabei freilich nur um „Impressionen“ handeln, Eindrücke wie sie sich einem reisenden Biologen darboten, der zum ersten Male und nur während einiger Wochen dieses unerschöpfliche Land gesehen hat. Griechenland ist ja eigentlich eine Lebensaufgabe.

Griechische Landschaft

Das erste Element des Griechenland-Erlebnisses ist die einzigartige Landschaft von Hellas. Einzigartig wegen der innigen Vermählung von Land und

¹ Hyperion, Reclam-Ausgabe 1940, S. 12.

Meer, von Gebirge und Ebene. Überall sind dem Wanderer in Griechenland diese Urelemente der Landschaft in Reichweite nahe. Wer etwa eine Wanderung von Athen nach Delphi unternimmt, erlebt dauernd die beglückende Spannung zwischen diesen landschaftlichen Urkräften: Zuerst führt die Straße durch ein sanftes Hügelgelände mit silbergrau schimmernden Olbaumhainen; dieser Weg entspricht ziemlich genau der antiken „Heiligen Straße“ nach Eleusis, auf der die Athener einst in weihevoller Prozession zur Feier der eleusinischen Feste gepilgert sind. Auf halbem Wege liegt links der Straße zwischen dunklen Zypressen ein Heiligtum, das kein Wanderer unbeachtet lassen wird: die alte Klosterkirche Daphni. Sie wurde 1082—1105 an der Stelle eines Apollotempels erbaut und enthält wohl einige der prachtvollsten Goldgrund-Mosaiken, die wir überhaupt kennen. In unvergleichlicher Erhabenheit schaut vom Kuppelmosaik das feierlich-ernste Antlitz des Pantokrator (Christus als Weltenherrscher). Tief beeindruckt von der weltverklärenden Größe der christlichen Botschaft, wie sie in den Daphni-Mosaiken ihren großartigen Ausdruck gefunden hat, begibt sich der Wanderer wieder auf die antike „Heilige Straße“ nach Eleusis. Die hügelige Olbaumlandschaft begleitet ihn nur noch eine kurze Strecke. Dann weitet sich das Land, Getreidefelder wogen im Wind und vor dem staunenden Auge liegt das leuchtend blaue Meer der Bucht von Eleusis, an der die Heilige Straße jetzt entlang führt. Aus der wie ein Edelstein funkelnden Meeresflut steigen in unmittelbarer Nähe die lichtumwobenen Höhen der Insel Salamis. Bald erreicht der Wanderer die kleine Fabrikstadt Eleusis, die Heimat des Tragödiendichters Äschylos und eine der ehrwürdigsten Stätten der Antike. Hier wurden die eleusinischen Mysterien gefeiert, zweimal im Jahr, in Anlehnung an das frühlinghafte Erwachen und herbstliche Sterben der Natur. Der Ruf dieser Eleusinien war so groß, daß die hervorragendsten Männer des Altertums (Sophokles, Pindar, Platon, Sokrates, Cicero und viele andere) es als eine der höchsten Ehren betrachteten, in diese Mysterien eingeweiht zu werden. Der großartigste Vorgang des ungefähr in der Septembermitte stattfindenden neuntägigen Hauptfestes war jedoch die große Prozession von Athen nach Eleusis. An dieser feierlichen Prozession auf der 22 km langen „Heiligen Straße“ sollen oft mehr als 30 000 Personen teilgenommen haben. Der heutige Wanderer sucht aber vergebens nach den Zeugen dieser altehrwürdigen Herrlichkeiten. Von den Tempelbauten ist fast nichts übriggeblieben. So ist es wiederum das landschaftliche Gewand, das uns in den Stand des antiken Menschen versetzen kann. Dem schauenden Auge und dem ahnungsvollen Geist mag es nicht schwer fallen bei der Wanderung durch Olbaumhaine und Getreidefelder, entlang der feingegliederten Meeresküste und duftenden Felsenheide, im Anblick der lieblichen Inselwelt, die Zeiten ineinander fließen zu lassen und etwas im Geiste zu schauen vom Geheimnis des Werdens und Vergehens, des Todes und der Auferstehung, dem Grundthema der eleusinischen Mysterien.

Ganz anders überfiel mich buchstäblich die Landschaft von Delphi. Auch hier sind wieder alle kosmischen Urelemente einzigartig beisammen. Aber wenn Eleusis einer lieblichen Melodie mit ihren Variationen gleicht, so ist die delphische Landschaft wie das mächtige Brausen einer Bachschen Fuge. Urgewaltig klingen hier alle Elemente, übereinander getürmt, zusammen: ganz unten in der silbrig-blaunden Tiefe wie ein märchenhafter Traum die Meeresbucht von Itea; dann folgen die Haine weithingedehter Olbaumwäldungen, die schönsten und ältesten ganz Griechenlands; hoch darüber in weihevoll-wilder Bergeinsamkeit die heiligen Stätten von Delphi, gekrönt und begrenzt vom gold-feurigen Glanz der Phädiaden, jenen steil-aufragenden Felswänden, die den denkbar passendsten Hintergrund abgeben für die delphische Orakelstätte und die von den Alten „Glanzfels“ genannt wurden; die letzte Aufgipfelung erfährt das Bild durch die fernragenden Lichthöhen des schneehäuptigen Parnass. Der ganze weite Raum ist durchzittert von einer kosmischen Weihe, die den gebannten Wanderer keinen Augenblick mehr losläßt. Hier ist man einen Augenblick lang versucht für immer und ewig bleiben zu wollen und man versteht es, warum die alten Griechen Delphi als „Omphalos“, als Nabel der Welt, bezeichnet haben.

Als wir Delphi wieder zur Heimfahrt verließen, hatte sich der Tag schon geneigt. Zur abendlichen Stunde wurde das Geheimnis der delphischen Landschaft nochmals lebendig. Hugo von Hofmannsthal hat in seinem feinsinnigen Bericht „Augenblicke in Griechenland“ diese Stunde gültig in Worte gefaßt: „Die Sterne entzündeten sich über den dunkelnden Wänden des Tales. Der Abendstern war von einem seltenen Glanz; war irgendwo ein Wasser, nur ein Quell und Tümpel vielleicht zwischen zwei Feigenbäumen, so mußte dort ein Streifen von seinem Licht liegen wie vom Mond. Nun entbrannten unter ihm, am nahen irdisch schweren Horizont, in der Menschensphäre andre starke Sterne, da und dort: das waren die Hirtenfeuer, höher und tiefer an den Hängen der dunklen Berge, die das bogenförmige Tal umschlossen. Bei jeder Flamme lag ein einsamer Mann mit seinen Tieren. ... Der Feuer waren mehr als dreißig, die Berghänge lebten von Schlafenden. Hie und da blökte ein Lamm aus unterbrochenem Schlummer. Die Käuzchen riefen, die Zikaden waren laut, und doch herrschte die stille ewige Nacht. Wo der Abendstern stand, dort glänzte unsichtbar hinter dunklen Bergen der Parnass. Dort in der Flanke des Tales lag Delphi. Wo die heilige Stadt war, unter dem Tempel des Gottes, da ist heute ein tausendjähriger Olwald und Trümmer von Säulen liegen zwischen den Stämmen. Und diese tausendjährigen Bäume sind zu jung, diese Uralten sind zu jung, sie reichen nicht zurück, sie haben Delphi und das Haus des Gottes nicht mehr gesehen. Man blickt ihre Jahrhunderte hinab wie in eine Zisterne, und in Traumtiefen unten liegt das Unerreichliche. Aber hier ist es nah. Unter diesen Sternen, in diesem Tal, wo Hirten und Herden schlafen, hier ist es nah, wie nie. Der gleiche Boden, die gleichen Lüfte, das gleiche Tun, das gleiche Ruhen. Ein

Unnennbares ist gegenwärtig, nicht entblößt, nicht verschleiert, nicht faßbar, und auch nicht sich entziehend: genug, es ist nahe. Hier ist Delphi und die delphische Flur, Heiligtum und Hirten, hier ist das Arkadien vieler Träume, und es ist kein Traum.“²

Griechisches Licht

In Hölderlins Dichtung, die man als Griechenlandsfahrer immer wieder versucht ist als Aussage über das Geschaute anzurufen, gibt es eine „Landschaft“, die durchwoben ist von drei, eine Einheit bildenden Mächten: Die Erde, das Licht und der Äther. So heißt es in der Dichtung „Der Wanderer“:

„Und so bin ich allein. Du aber, über den Wolken,
Vater des Vaterlands! mächtiger Äther! und du,
Erd und Licht! ihr einigen drei, die walten und lieben,
Ewige Götter! mit euch brechen die Bande mir nie.“

Das griechische Licht und die griechische „Atmosphäre“ sind es tatsächlich, welche die unvergleichliche Landschaft von Hellas mit ihren Inseln erst zur klaren und vollendeten Anschaulichkeit bringen. Ohne dieses zauberhafte Licht wäre Hellas vielleicht ein nur geographisch interessantes Gebirgsland. Das griechische Licht ist es, das mit seiner außerordentlichen Helle den alle kosmischen Elemente umfassenden Reichtum der Landschaft scharf abgegrenzt vor das Auge rückt. Das Licht über Hellas ist es aber auch gleichzeitig, das vielleicht wie nirgends sonst im Mittelmeerraum mit seiner unsäglich köstlichen Milde den Gegensatzreichtum der Formen zur Einheit bindet. Es ist das Geheimnis dieses Lichtes, daß es trennend-klar hervorhebt und zugleich harmonisch vereint. Wie ist so etwas möglich? Das griechische Licht gibt dem Gegensatz-Reichtum der Formen eine klare, strahlende Mitte, so daß die Dinge dem Beschauer gegenüberreten in der adelig gebändigten Ruhe des Stehens und Leuchtens aus der einigen Wesensmitte. Ganz anders das im gleichen Mittelmeerraum strahlende spanische Licht! Ich hatte Gelegenheit zur selben österlichen Zeit ein Jahr vor meiner Griechenlandsfahrt dieses spanische Licht zu erleben. Es ist von einer ähnlichen Helle wie das griechische Licht; aber es läßt die von ihm erleuchteten Dinge in ihrer scharfumrissenen Einmaligkeit stehen, so daß sie wie ungebannte Gegensätze nebeneinandertreten. Die Dinge strahlen so nicht aus ihrer die Gegensätze lösenden Wesensmitte, sondern in der ekstatischen Glut äußerster Spannungen. In der spanischen Kunst hat diese „Ekstase“ ihren glänzenden Ausdruck gefunden.

Das griechische Licht hat auch wenig von der grellen, sengenden Gewalt der Sonne des Orients, der oft geradezu lebensfeindlichen Sonne Ägyptens und des nordafrikanischen Mittelmeerraumes. Die griechische Sonne spendet wirklich „Leben im Licht“. „Noch in der Fülle seiner unbeschränkten Majestät, in der lichtdurchzitterten Stunde des Mittags, wenn der große Pan

² Hugo von Hofmannsthal, Gesammelte Werke, Prosa III, S. 13 f. (S. Fischer Verlag, 1952).

schläft und seine Geschöpfe den Atem anhalten, ist es nicht lebenszerstörend, sondern in Stille und Demut zu tragen. Und nur eine Stunde währt solcher Durchgang durch den höchsten und stärksten Zauber des Lichtes. Dann senkt der Sonnengott wieder den Wagen hinab vom Zenit und leitet den Tag hinüber in das unbeschreiblich erklingende Farbenspiel des Abends. Im Zeichen der Sonne entsteht und vergeht der Tag, im Zeichen des Lichtes verläuft das griechische Leben.“³

Lichtgeborene Wesen sind denn auch die Gebilde der griechischen Kunst. Leider fristen diese „Lichtwesen“ heute in den Museen Griechenlands und der übrigen Welt ein Schattendasein, das von der einmaligen Fülle ihrer Lebendigkeit nur noch wenig errahnen läßt. In dem gipsernen leblosen Museumslicht wird die apollinische Klarheit der Form zur weichen Harmonie und du wirst auch sehr bald vergessen haben, daß diese in den Marmor gebannten Wesen aus dionysischer Glut erwachsen sind, die erst dann in allen Fasern dieser Gestalten nachbebt, wenn sie unter das Weben des griechischen Sonnenlichtes gelangen. Wenn man bedenkt, daß sowohl Bauwerke wie Bildwerke ursprünglich in kräftigem Farbenschmuck erstrahlten, von dem fast nichts mehr erhalten geblieben ist, so wird einem vollends klar, daß diese in farbigen Harmonien erblühten Gestalten nur unter griechischem Licht ihr ursprüngliches Leben zeigen können. „Ein verrücktes Beginnen, Marmorbilder in die unentschlossene Helle von Museumsräumen zu bringen. Als das kleine Museum auf der Akropolis einmal umgebaut wurde, kamen die geputzten marmornen Mädchen mit den gedrehten Locken und den Schrägaugen endlich wieder in die Wahrheit des Lichts, das doch ihr Recht und ihr Eigentum war. Sie standen auf dem Burghügel draußen, wo sie einst standen: da waren sie von Millionen Lichtteilchen bepocht und besprüht und ins Herz ihres Marmors getroffen. Sie hatten heftige Schatten anstatt einer leidenschaftslosen Allgemeinhelle, wurden von starkem Wind angeweht, vom Silber der Himmelskuppel überwölbt und von den Konturen der Gebirge verehrt, und da war es auf einmal, als ob sie zu all ihren Sinnen einen neuen empfangen, zum Beispiel, als seien sie vorher stumm gewesen und nun auf einmal beredt, oder vorher blind und nun sehend, und ihr bisheriges Dasein schien nichts als eine trübe Sorge gewesen zu sein.“⁴

Das griechische Licht eint und hebt zugleich unerbittlich klar die Dinge hervor. Es ist „maß-voll“ im Doppelsinn dieses Wortes. Es duldet nicht romantische Verschleierung, schmeichlerische Beschönigung, geheimnisvolle Mehrdeutigkeit. So vergegenwärtigt es die Dinge in unbestechlicher Klarheit. Selbst die Ferne entschleiern es, und ich habe oft beim Blick von der Akropolis auf Athen hinunter und in die weite attische Ebene hinaus den Eindruck gehabt, als sei alles wie durch ein Fernglas in die verdeut-

³ Herbert List, *Licht über Hellas*, Callwey-Verlag München, 1953, S. 8 (aus der Einleitung von W. H. Schuchhardt).

⁴ Erhart Kästner, *Olberge*, Weinberge (Ein Griechenlandbuch), Insel-Verlag 1953, S. 45f.

lichende Nähe gerückt. Aber es ist das Geheimnis dieses Lichtes, daß es in seiner vergegenwärtigenden Kraft nicht zur „optischen Lüge“ wird; denn in diesem Licht bleibt die Ferne wirklich fern und das Nahe wirklich greifbar. Dieses Licht betont Präzision und Distanz und liebt nicht die schwärmerischen Vereinigungen. Muß es da wundernehmen, wenn in diesem griechischen Licht ein „Ethos der Greifbarkeit“ gereift ist wie sonst nirgends im Mittelmeerraum? „In klarem Licht stehen die Gestalten der griechischen Tragödie; auch noch in schlimmster Wirrnis prägen sie durchsichtige Rede, erhaben selbst im Untergang. Lichtgezeugt sind die anschauungsgesättigten Gleichnisse Homers, der seinen Hörern die mauerumgürtete Stadt, die rossenährende Argos, die dämmernde Frühe mit den Rosenfingern wahrhaft ‚vor Augen‘ bringt. Lichtgeboren ist das Philosophieren des Sokrates, der eine geistige Hebammenkunst üben, d. h. verborgenes Sein ans Licht heben will. Lichtgeboren ist die gesamte klassische Philosophie Griechenlands, die bezeichnenderweise von einer ‚Schau‘ der höchsten Gesetze, von einem ‚Bild‘, dem ‚Eidos‘, spricht, wo wir von ‚Gedanke‘, ‚Erlebnis‘ oder ‚Begriff‘ reden.“⁵

Landschaft und Mensch

In der Landschaft von Hellas, in der sich alle Elemente des Kosmos auf engem Raume durchdringen, trifft man überall auf ein gläubiges Bauern- und Hirtenvolk, das aus dieser „kosmischen“ Landschaft lebt und von ihr geprägt ist. Erst in diesen einfachen Menschen erhält die Landschaft einen letzten lebendigen Hauch und einen Zauber, der sich kaum mit Worten beschreiben läßt. Hier ein Bild, wie es dem Griechenlandfahrer oft begegnet: Du wanderst irgendwo so für dich hin. Da öffnet sich plötzlich ein Tal. Dich umfängt der starke, würzige „weihrauchgeschwängerte“ Duft der Felsenheide, die in diesen Frühlingstagen wie ein göttlich-paradiesischer Garten die Abhänge bedeckt. Duft von Tausenden wie ein zarter Schnee hingewehten weißen Zistrosen (*Cistus salvifolius*), daneben die zartrosa Blüten des *Cistus parviflorus*, süß-aromatischer Duft von tiefvioletten Lavendelbüschen (*Lavendula Stoechas*) und vom würzigen Thymian. Unten im Tal breiten sich roterdige Äcker, aus denen schwarze, knorrige, noch unbelaubte Weinstöcke wie Arme eines uralten Geschlechtes aus der feurigen Glut des roten Bodens sich emporrecken. In der Ferne der Silberglanz eines Ölbaumhains. In sanften Schleifen führt der Weg durchs Tal. Ein schwer gepackter Esel steht am Wegrand und erfüllt mit seinem stöhnenden, röchelnden Geschrei einen Augenblick das Tal. Dann herrscht wieder frühlinghafte Stille. Am felsigen Berghang zieht ein Hirte mit seinen Schafen dahin. Das zarte Geläute der Herdenglöckchen dringt kaum herab. Von irgendwo wird das gleichmäßige Hacken der Bauern auf dem Felde laut und Rufe von Bäuerinnen und Pfiffe von Hirten mischen sich dazwischen. Aber das stört nicht die blühende Stille; es ist nur das Gespräch des Menschen mit der frühling-

⁵ Heinrich Lützeler, Die Kunst der Völker, Herder 1940, S. 4.

haften, mütterlichen Erde, von deren Segen er lebt. Der Wanderer selbst weiß sich in diesem Augenblick mit in dieses Gespräch einbezogen und rühmt in seinem Herzen die „Menschenfreundlichkeit“ dieses Kosmos.

Wie die griechische Landschaft eine Durchdringung aller Urelemente, Wasser und Land, Gebirg und Ebene, Meer und Inseln, darstellt, so wohnen auch in ihren dörflichen und städtischen Siedlungen alle Urberufe des Menschen beisammen: die Fischer und Seefahrer, die Bauern und Hirten, die Handwerker und Kaufleute. Mehr als anderswo bindet und formt sie der Gestaltreichtum des Heimatbodens. Die Hirten steigen aus ihrer Berg-einsamkeit immer wieder herab in die Dorf- und Stadtgemeinschaft. Welch entzückendes, ungewohntes Bild kann man z. B. in der Karwoche selbst in der geschäftigen Weltstadt Athen sehen. Als ich am Morgen des Gründonnerstags von meinem Hotelzimmer in das Gewirr der Straßen herabschaute, lagerten überall Schafherden mit ihren Hirten, die ihre „Osterlämmer“ zum Kauf anboten. Das Geläute der Herdenglocken, das Blöken der Schafe und Schreien der Lämmer erfüllte den ganzen Stadtteil für einige Tage. Wenige hundert Meter von diesem Hirtenidyll entfernt ragt über der Stadt der Akropolisfelsen empor, gekrönt von den unsterblichen Bauwerken der Antike.

In jenen fernen Zeiten des Altertums müssen sowohl gegenseitige Durchdringung wie gesonderte Vielfalt der Landschaftsformen und des Menschentums noch viel größer gewesen sein. Denn in welcher bildenden Kunst und Literatur, in welchen Mythen und religiösen Vorstellungen wohnen alle Bereiche des vielfältigen Daseins so beisammen wie im alten Griechenland. „Nicht nur durch die Dichtung und wörtliche Erzählung solcher Mythen wird die enge Berührung aller Lebensbereiche offenbar. Ebenso reich und vielfältig, unbefangener noch und unmittelbarer ist die Sprache der griechischen Vasenbilder. Über ein halbes Jahrtausend hin erklingt sie in allen Dialekten griechischer Stämme. Neben der Fülle trefflicher Handwerker melden sich große Künstler zum Wort, von denen jeder anders mit anderem Pinselstrich erzählt. Hier erwachsen die schönsten Schöpfungen, wenn ein bedeutender Künstler aus der Klarheit seiner Anschauung erzählt von dem Dasein der olympischen Götter, von ihrem Erscheinen in der Welt des Menschen. Da führen dann in erhöhter Gemeinschaft die vielfältigen Kräfte des Landes ihr reines und ewiges Leben. Hier fährt der Gott des Weinstocks, dessen Rebe der sorglichsten Pflege des Landmanns und der stillen reifen Kraft der Sonne bedarf, in behaglicher Fahrt über das weite Meer als eigener Steuermann und Schiffer. Hier hilft Athena dem einfachen Töpfer und Handwerker bei seiner Arbeit, wie sie dem Abenteurer und Seefahrer Odysseus ihren Schutz verleiht. Hier befreit der mächtige Herakles den Hirten und Bauern seiner griechischen Heimat von den landbedrückenden Plagen. Zugleich aber läßt ihn der Gang seiner Abenteuer zu fernen Küsten schweifen. In goldenem Becher fährt er zum Grunde des Meeres hinab; mit dem alten Meergreis liegt er dort im Ringkampf, um endlich das Geheimnis zu erfahren, wo er die sagenhaften Äpfel der Hesperiden gewinnen und

das Ende der Welt mit den Säulen seines Namens bestimmen wird. So sind die Sphären des Daseins in Mythen und Geschichten verflochten, die des Hirten, des Bauern, des schweifenden Seemannes, wie sie in der Natur und nach der Natur des Landes sich berühren.“⁶

So ist die griechische Landschaft nicht zu denken ohne den griechischen Menschen mit seiner Götter- und Heroenwelt; erst im mitfühlenden und mit-schicksalerleidenden Menschenherzen wird die griechische Landschaft lebendiges Ereignis. „Immer bedürfen ja, wie Heroen den Kranz, die geweihten Elemente zum Ruhme das Herz der fühlenden Menschen“ (Hölderlin).

Olbaumhaine

Der Olbaum ist ein Wahrzeichen Griechenlands und des ganzen Mittelmeeres. Er ist seine wichtigste Leitpflanze und sein wertvollster Nutzbaum. Was ihn aber geradezu zum Charakterbaum dieser südlichen Landschaften macht ist seine ganz ungewöhnliche Vielgestaltigkeit und seine erstaunliche Lebenszähigkeit. Besonders wenn er sich selbst mehr oder weniger überlassen ist und nicht unter dem vereinheitlichenden Einfluß einer strengen Kultivierung steht, entwickelt er sich bisweilen zu unglaublich phantastischer Gestalt. Ein solcher alter Olivenhain ist wahrlich ein eindrucksvolles Bild seiner eigenen kampfvollen Lebensgeschichte und ein Symbol der schicksalhaften Geschichte seiner Landschaft und Menschen. Den herrlichsten Olwald sah ich auf meinen Griechenlandfahrten unterhalb des unvergleichlichen Delphi. „Ein schmaler Fußweg läuft durch den Olwald von Krisa. Es ist der schönste und älteste Olwald, den es in Griechenland gibt; es ist wirklich ein heiliger Hain. Im Frühling ist er von Millionen von Anemonen beblüht. Man läuft einige Stunden, es ist heiß, und das Glitzern der gefiederten Blätter nimmt einen gefangen. Die Stämme drehen sich, während man läuft, und da es immer nur diese unzählbaren wissenden, verzauberten Baumwesen sind, die man sieht, gerät man in eine Art Taumel hinein. Neben jüngeren, nachgepflanzten Stämmen stehen uralte, dicke, auch hohle: Holz und Rinde bildgewordene Zeit. Windgedreht gleichen sie Keltern, die mit gewaltigem Druck aus dem Erdreich den Lebenssaft pressen: aus dem Boden, der doch so dürr ist, daß man sich gar nicht vorstellen kann, wie es möglich ist, Öl aus ihm zu gewinnen. Aber da hängen ja an den Zweigen die grünlichen Früchte wie Tropfen. Wenn es wahr ist, wie man hört, daß ein Olbaum zweitausend Jahre alt werden kann, so hätte manch einer von ihnen die Zeiten erlebt, wo in Delphoi die Götter noch wohnten. Dann pflückte man also vom selben Baum einen Zweig wie die Pilger. Daß etwas Lebendiges lebend die Zeit überstanden haben soll, ist ein Wunder. Denn obwohl wir nicht Mangel an Überlieferung haben, eher mehr als wir bewältigen können: wir trauen ja doch keinem Ding so sehr als dem Lebendigen, das wir angreifen dürfen.“⁷

⁶ Licht über Hellas, S. 10.

⁷ E. Kästner, Olberge, Weinberge, S. 212f.

Immer wieder bleibt man unwillkürlich stehen vor so einer alten verwitterten Baumgestalt. Manchmal sind die Stämme ausgehöhlt oder vielfach durchbrochen, so daß sich gotische Spitzbogen oder romanische Rundbogen in vielfacher Mischung darbieten. Der Botaniker fragt sich natürlich, wie solche phantastische Gestalten entstehen. Es ist im wesentlichen das Werk eines Baumpilzes. Das Holz des alternden Ölbaumes wird häufig von einem Löcherpilz (*Polyporus fulvus* var. *Oleae*) befallen, so daß sich faulende Stellen im Holz bilden. Die Bauern schneiden dann solche Stellen aus. Da es aber meist nicht gelingt, das ganze Pilzgeflecht zu entfernen, muß immer wieder neu herausgeschnitten werden, bis schließlich der ganze Stamm in der Längsrichtung geteilt ist. Die Teilstämme führen dann mit unverwundlicher Vitalität noch jahrzehntelang ihr Eigenleben fort.

Nirgends findet der edle Ölbaum bessere Lebensbedingungen als in den Küstenlandschaften des Mittelmeeres mit ihrem erwärmungsfähigen, trockenen und durchlässigen Kalkboden. Da die Olivenhaine sehr lichtdurchlässig sind, entfaltet sich unter ihrem silbrig schimmernden Blattwerk im Frühling eine außerordentlich prächtige und reichhaltige Bodenflora. Bilder von unvergeßlicher Farbenharmonie erfreuen das Auge des Wanderers: da sind die in tiefem Scharlachrot glühenden Kronen-Windröschen (*Anemone coronaria*), die oft in großen Mengen wie ein roter Teppich in wunderbarem Kontrast zum silbrigen Graugrün der Oliven stehen; dann die wohlriechenden weißen Tazetten (*Narcissus tazetta*), die aus lichtgrünen Blättern hervorragenden roten Blüten der Siegwurz (*Gladiolus segetum*), die zartrosaroten Blüten einer Lauchart (*Allium roseum*), die blauen Blütenstände der oft in riesigen Mengen vorhandenen Schopffhyazinthe (*Muscari comosum*); ganz besonders reichlich entfalten sich hier aber die „Edelsteine“ unter den Blumen, die form- und farbenprächtigen Orchideen; hier trifft man das stolze tiefrosarote Schmetterlings-Knabenkraut (*Orchis papilionaceus*), die eigenartige, rotbraune Stendelwurz (*Serapias*) und dann vor allem die abenteuerlichen Gestalten der insekten-nachahmenden *Ophrys*-Arten. Im Sommer mit seiner glühenden Hitze ist all diese Pracht verschwunden. Der Ölbaum bedarf aber zur Ausreifung seiner Früchte einer längeren Trockenheit und Hitze. Fallen reichliche Niederschläge oder in Gebieten größerer Luftfeuchtigkeit (z. B. südlich der Sahara, wo der Baum noch gut gedeihen kann) werden die Oliven minderwertig. So ist in der reifen Frucht des Ölbaums die ganze Sonnenglut des Mittelmeer-Sommers gesammelt. Schon im alten Hellas hatte der Ölbaum eine große Bedeutung. Er war der Athene geweiht, die ihn auf der Akropolis hatte hervorsprossen lassen. Zur Erinnerung daran hat man in unserer Zeit wieder auf der Akropolis in der Nähe des Erechtheions einen „heiligen“ Ölbaum gepflanzt.

Affodillfluren

Es gibt wohl keinen aufmerksamen Mittelmeer-Wanderer und Griechenlandfahrer, dem nicht im lebenweckenden Licht der Frühjahrssonne die

prachtvoll leuchtenden, oft weitausgedehnten Affodillfluren unvergeßlich in Erinnerung geblieben sind. Zu Tausenden bedecken diese herrlichen Pflanzengestalten im ersten Frühling den kargen, steinigen Boden. Aus dem langen und kräftigen Blätterwerk ragt ein oft über 1,5 m hoher, starker Stengel empor, der viele weiße, zartrosa überhauchte, rotbraungeaderte Blüten trägt. Plötzlich prangen diese Affodillfluren nach den ersten erfrischenden Regen mit ihrem vornehmen Blütenkleid über einem ausgedorrten, toten Erdreich. Aber ebenso plötzlich ist Ende April die ganze zarte Pracht dahin, die Stengel knicken um und die jetzt schmutzigrünen Blätter liegen erstorben auf der Erde; bis Ende des Sommers sind sie dann fahlgelb geworden und die ersten Herbstregen lassen sie langsam verfaulen. Aber schon schießen zur gleichen Zeit wieder neue saftiggrüne Affodillblätter aus dem kargen Boden hervor.

Wie kaum eine andere Pflanze war den alten Griechen der Affodill ein Symbol von Vergehen und Auferstehung. Sie dachten sich das Schattenreich der Toten von üppigen Affodillfluren bestanden. Noch heute sagt der Grieche von einem Verstorbenen: „er ist in die Affodillfluren gegangen“. Auch heute noch ist der Affodill in den Mittelmeerländern ein beliebter Grabschmuck.

Wie der griechische Mensch beim Anblick einer der prachtvollsten Ausprägungen der Mittelmeerflora den nahen Hauch des Vergänglichen spürt und geradezu erschaut, das deutet unmißverständlich darauf hin, daß es bei all den geschilderten griechischen Herrlichkeiten in Landschaft, Kunst und Menschentum nicht um eine idyllische Romantik geht. Es wird viel von der griechischen Heiterkeit gesprochen. Aber man sollte nicht vergessen, daß eine ungeheuerliche Tragik das ganze Griechentum durchzieht und die Tragik ja ihre eigentliche Heimat im griechischen Raume hat. „Die Schatten tiefster Erkenntnis der Nichtigkeit alles Daseins lasten selbst schon in den starken, tatenfrohen Zeiten Homers deutlich auf diesem Volke, und nicht nur die abgeklärte Weisheit und Durchschauung der Bedingtheit alles Daseins, wie sie den großen Dichtern und Weisen eignet, mag Aussprüche erklären, nach denen es das größte Glück der Sterblichen ist, jung zu sterben, und ein größeres nur das, nie geboren zu sein.“⁸ Dieses Wissen um die tragischen Abgründe des Daseins durchzittert auch noch die sinnenfreudigsten Werke der griechischen Kunst und ist eigentlich erst der tiefste Grund, warum das Griechentum „maßvoll“ im Sinne des Verzichtes genannt werden darf. Ja sogar die antike Liebe „redet überraschend viel vom Verzicht. Nachdem ihr die Zunge gelöst ist, und das hat die große Sappho und die archaische Bildkunst getan, bricht ein ganz unerwarteter Unterstrom der Klage hervor. Es herrscht die schmerzliche Lust der Karenz. Da ist viel mehr von Enthaltung als von Erfüllung die Rede, in den großen Beispielen eigentlich nie vom Genuß.“⁹ Gerade die größten Werke griechischer Kunst sind Flammen einer sich verzehrenden Kerze. Und darum ist auch der

⁸ *Thassilo von Scheffer*, Die Kultur der Griechen, Phaidon-Verlag 1935, S. 16.

⁹ *E. Kästner*, Ölberge, Weinberge, S. 47.

christliche Säulenheilige auf dem Zeustempel wie eine christliche Erfüllung des griechischen Advents: „Auf einem Stich dieser Tempelruine bemerkt man oben auf einer Säule den Mauerrest eines winzigen Hüttchens. Die Beischrift erklärt, es habe dort einst ein Säulenheiliger seine Wohnstatt gehabt. Der Raum, den die Plattform des Architraven ihm bot, kann kaum ausgereicht haben, um ihm eine Liegestatt zu bieten. Er konnte nur sitzen und hocken. Aber wer weiß, ob er sich auch nur das Sitzen erlaubte; die Buße bestand ja im Stehen, tagaus und tagein, das ganze Jahr, das ganze Leben hindurch, wenn ers streng mit sich nahm. Dann schlief er auch stehend, auf einen Stecken gestützt; die Wände des Hüttchens bewahrten ihn vor dem Herabfallen. Glühhitze war zu ertragen und die kalte Feuchte der Winter. Drunten kamen und gingen die Menschen auf den Wegen zur Stadt. Er aber verneinte das Leben, hier in Athen, wo es einst so leidenschaftlich bejaht worden war. Wo freilich auch, im Theater drüben, der Angstschrei erscholl: daß nicht geboren zu sein das Allerglücklichste sei... Wenn er da oben so stand, war er beinah wie ein Licht auf dem Kerzenstamm der goldgelb bienenwächsernen Säule. Er nahm das Antike als Podest für seine mönchische Übung. Kam des Wegs, sah die Tempelsäule, wunderte sich, daß der gewaltige Stamm so lang dastand und keiner hatte erkannt, daß ihm der Flammenkern fehle. Da nahm er sein Leben wie einen Docht und steckte dem blinden Kerzenstocke ein Licht auf. Nun erst, schien ihm, war das Tote zum Leben erweckt, und er bewahrte das Flämmchen, bis das Öl seines Daseins verbraucht war.“¹⁰

Wieder daheim

Als wir auf unserer Rückfahrt von Griechenland im mitteleuropäischen Raum wieder die vielen, im Süden vermißten Wälder sahen mit ihrem geheimnisvoll webenden Dunkel und das mitteleuropäische Sonnenlicht wieder erlebten, dessen Leuchten mir jetzt wie ein Schauen durch hauchdünne Schleier erschien —, da glühten in mir erst recht, klar umrissen, die griechischen „Impressionen“, welche die unendliche Helle und Milde des griechischen Lichtes eingepreßt hatte. Nur einige dieser „Eindrücke“ habe ich hier wiederzugeben versucht; viele mußten unerwähnt bleiben, vor allem die unübertreffliche Anmut der griechischen Inseln, die ich durchwandern durfte. Ich habe nur den Wunsch gehabt, etwas von dem anklingen lassen zu können, was auch heute noch Griechenland zum „Unsterblichen Hellas“ macht und was keiner gewaltiger ins Wort gebannt hat als Hölderlin:

„Seliges Griechenland! du Haus der Himmlischen alle,
Also ist wahr, was einst wir in der Jugend gehört?
Festlicher Saal! der Boden ist Meer! und die Tische die Berge,
Wahrlich zu einzigem Brauche vor Alters gebaut!
Aber die Thronen, wo? die Tempel, und wo die Gefäße,
Wo mit Nektar gefüllt, Göttern zu Lust der Gesang?

¹⁰ E. Kästner, Olberge, Weinberge, S. 52f.

Wo, wo leuchten sie denn, die fernhintreffenden Sprüche?
Delphi schlummert, und wo tönet das große Geschick?
Wo ist das schnelle? wo brichts, allgegenwärtigen Glücks voll,
Donnernd aus heiterer Luft über die Augen herein?“

(Elegie „Brot und Wein“)

Gespräche mit Spätheimkehrern

Ein Bericht von BERNHARD ZITTEL

Um die Spätheimkehrer aus dem Osten ist es nach den rauschenden Empfindungen ruhig geworden. Sie sind heimgekehrt, aber doch längst noch nicht alle daheim. Mancher von ihnen stellte inzwischen fest: „Die Heimat erreicht, aber den Anschluß nicht gefunden.“ Nicht nur, weil viele Hunderte der Heimgekehrten ihre alte Heimat jenseits des Eisernen Vorhangs verloren haben und nun auf der Suche nach einem neuen Daheim sind.

Der Satz gilt in einem viel tieferen Sinn. Auch die Heimkehrer, die Heim und Familie und selbst ihre alte Arbeitsstätte im Büro und an der Werkbank wieder vorfanden, sind irgendwie noch unterwegs. Das ist der vorherrschende Eindruck, den uns die seit Ende März laufenden und bis in den Hochsommer geplanten Wochenendgespräche vermittelten, die die Münchner Volkshochschule auf Anregung ihres Direktors Dr. Witthalm mit Unterstützung des Bundes und des Landes Bayern in ihrem neuen Heim Buchenried in Leoni am Starnbergersee veranstaltete. Die gleichzeitigen Wochenendbegegnungen, Freizeit- und Werkwochen mit Spätheimkehrern in den übrigen deutschen Bundesländern, etwa in Niedersachsen (angeregt durch den Sozialminister Pastor Albertz), in der Jugendherberge Speyer für Rheinland-Pfalz und in der Bauernschule Waldsee für Südwürttemberg-Hohenzollern verstärken noch diesen Eindruck.

Die folgenden Eindrücke stützen sich in erster Linie auf die persönlichen Erfahrungen in Haus Buchenried. Gespräche mit Teilnehmern an außerbayerischen Kursen bestätigen, daß die Ergebnisse dort, von kleinen Abweichungen — etwa in religiösen Fragen — abgesehen, auf derselben Linie liegen, so daß unser Bericht den Typus des Spätheimkehrers treffen dürfte. Dies um so mehr, als die Teilnehmer nach Alter, Beruf, sozialer Herkunft, Glaubensbekenntnis und politischer Einstellung so stark gemischt waren, daß sie einen gewissen Querschnitt darstellen. Inzwischen zeigt auch das starke Interesse, das diese Treffen im In- und Ausland, bei den zuständigen Behörden und Kirchen, Professoren der Soziologie und Verbänden gefunden haben, daß die Gespräche wertvolle Hinweise und Winke für die Begegnung mit den Spätheimkehrern im Alltag, ihr Einwachsen in Beruf und Familie gaben, darüber hinaus aber auch fruchtbar werden können für unsere eigene Haltung im Strudel der Gegenwart.